Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 1 (1897-1898)
Heft: 3

Artikel: Das goldene Zeitalter
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661903

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sternen. Nur daß sie jetzt alle beide mit ihrem Weinachtsbaum zu ihrem Kinde gingen.

„Mariele!“ schluchzte es und weckte sie. Da kniete er auf der Grabplatte, und seine großen tiefliegenden Augen schwammen in Tränen; aber wie sie nun die ihren fest und forschend hineinsenkte, da schwand allmählich aus beiden Gesichtern alles Weh, das sie einander angetan, und es stand nichts darin als unverlernte Liebe. Und so mit einem unbeschreiblichen Lächeln tat sie den ersten Schritt gegen ihn. Es war Zeit, denn schon erscholl ahnungsvolles Gebell aus der dämmerigen Ferne. — —

Es war nicht Winter und nicht Sommer, es war eine ganz unirdische Jahreszeit; heute erblühten unirdische Blumen und reiften unirdische Früchte. Sogar der Zufall, der alte Tückebold, war unter die guten Geister gegangen, und saß mit einer Unschuldsmiene zwischen den Engeln auf den Wolken, die den eben aufgehenden Mond umschwammen. Auf dem Rücksitz des Wagens aber, der die beiden Glücklichen nach Hause trug, saß der versöhnte Leo und starrte lächelnd von einem zum andern; fremd dem Zusammenhang und dennoch wohl bewußt, daß nun alles recht sei, und daß auch er dazu gehöre.

Das goldene Zeitalter.

Zur Zeit der winterlichen Sonnenwende feiern wir das schönste Fest der Freude. Denn die Weihnachtsglocken, die Lichter des Weihnachtsbaumes, die strahlenden Gesichter glücklicher Eltern, die glänzenden Augen seliger Kinder, was verkündigen sie anders als Freude! Und einige Tage später ertönt ein anderer Ruf von den Lippen freudig erregter Menschen, das Wort Glück. „Glück auf zum neuen Jahre!“ — Ja, Freude und Glück, das ist das Sehnen des Menschenherzens nicht nur zu Weihnachten und Neujahr, sondern das ganze Jahr, das ganze Leben hindurch. Wie jedes Wesen strebt zum Lichte, so verlangt die Menschenseele nach Freude und Glück. Aber die Tage des Jahres sind selten, da diese beiden einkehren und den grauen Gast, die Sorge, verdrängen. Deshalb darf wohl ein Tag gesetzt sein, der alle Herzen der Freude öffnen soll und welcher eignete sich dazu besser als der Gedächtnistag der Geburt Christi, da als neues Gesetz die Liebe verkündigt worden!

Da wir das Glück meist vergeblich ersehnen und es nirgens finden, klammern wir uns um so fester an die Hoffnung, daß es einst doch

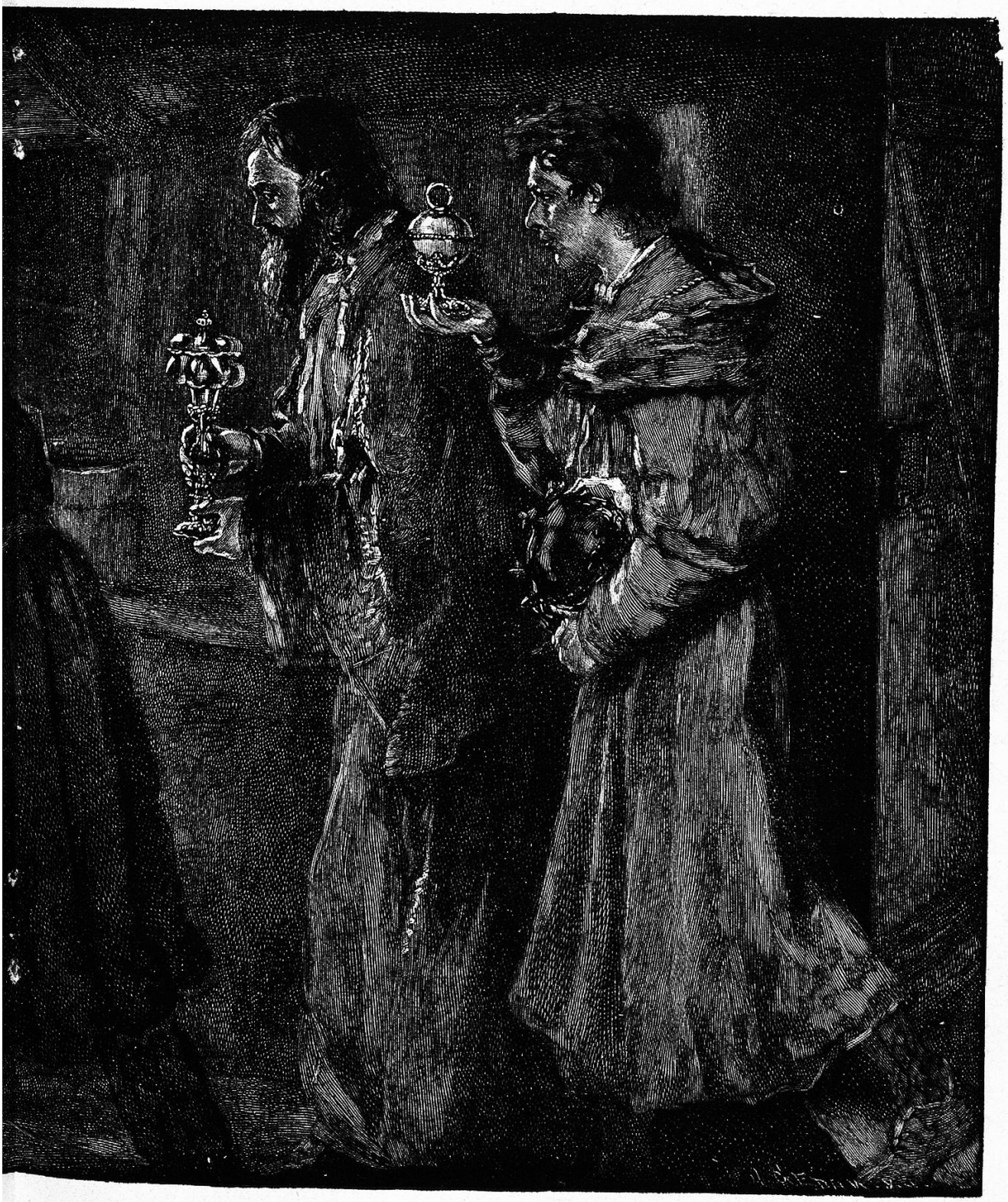
noch kommen und Wirklichkeit werde, und was als stilles Sehnen in uns geschlummert, macht sich wenigstens an einem Tage des Jahres Luft durch ein lautes Wort, einen von Herzen kommenden Wunsch für uns und Alle. Denn wenn das Glück selbst damit nicht willfähiger wird, den Glauben daran müssen wir haben, er hält uns aufrecht in allem Wechsel des Lebens. Und da das Glück in der Gegenwart selten und in der Zukunft vorläufig nur eine schöne Hoffnung ist, trösten wir uns einstweilen mit dem Glauben, daß es wenigstens in der Vergangenheit bestanden habe. Wie der Greis sich von der trüben Gegenwart wegwendet und sinnt an seine Jugendzeit, die sich in seiner Erinnerung verklärt zu Tagen goldenen Glücks, so erbaute sich die ganze Menschheit ebenfalls von jeher und heute noch an Bildern eines herrlichen, ungetrübten Glücks in der Vergangenheit. Deshalb sprach und spricht jede Generation von der „guten alten Zeit." Deshalb tröstete und ergötzte sie sich schon vor Jahrtausenden an der Vorstellung, daß es einen Ort und eine Zeit gegeben, da die Menschen weder von Arbeit und Sorge, noch von Schmerz und Unglück geplagt gewesen seien, sondern ohne Mühe alle Herrlichkeiten und Genüsse des Lebens im Ueberflusse um sich gehabt hätten. Nicht nur die Kinder, sondern auch viele Erwachse glaubten an das Schlaraffenland. Und ein noch schönerer Traum beglückte lange die Menschheit. Wie ihr die Vergangenheit immer schöner und glücklicher erschien als die schwere Gegenwart, so war sie auch des Glaubens, daß die Welt ursprünglich nicht eine Welt des Mangels und Kampfes, der Mensch nicht ein Geschöpf der Begierden und Leidenschaften, ein Kind der Sünde gewesen, sondern daß er als unschuldvolles Kind auf die Erde gekommen sei und als Seliger schon im Leben das Paradies bewohnt hätte. Eine Zeit habe es gegeben, glaubte man, da nicht nur die Menschen glücklich und friedlich nebeneinander gelebt, sondern sogar die Tiere ohne Wildheit und Grausamkeit gewesen seien, da Mensch und Tiger, Wolf und Lamm harmlos neben einander gespielt hätten. „Das goldene Zeitalter" nannte man diese wunderbare Zeit und trauerte zugleich, daß sie für immer verloren gegangen.

Wie weit ist unsere Zeit entfernt von diesem Zustand der Glückseligkeit. Wie viel schlechter muß der Mensch und die Welt seitdem geworden sein! Es ist wahrlich kein Wunder, daß wir in der Gegenwart das Glück nicht mehr finden, deshalb unzufrieden sind mit ihr und unserm Schicksal und daß wir trauern um die „gute alte Zeit", um das Paradies und das „goldene Zeitalter!"

Nur schade, daß das nur schöne Träume und nichts weiter sind und daß wir nicht nur nicht um sie zu trauern haben, sondern daß es im Gegenteil traurig wäre, wenn wir Grund hätten, die Vergangenheit zu-

Die Weisen aus d

Nach einer Originalzeichnung von F. von Uhde.



dem Morgenlande.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

rückzuwünschen. Wer auch nur etwas von der Geschichte kennt, die mit unbestechlichem Wahrheitssinn den Schleier von der Vergangenheit weghebt, der weiß, daß es lange dauerte, und viel tausendjähriger Arbeit der Menschheit bedurfte, bis sie es nur zum gegenwärtigen Zustand gebracht hatte. Denn der Mensch war ursprünglich nicht das gutartige Geschöpf und auch das Leben war ihm nicht so leicht gemacht, wie die Freunde der „guten alten Zeit" glauben, sondern der Herr der Schöpfung war am Anfang seiner Existenz nicht viel besser als ein wildes Tier und fand seinen Lebensunterhalt nicht in einer Sophaecke. Die wilden Völker fremder Erdteile geben uns heute noch eine Anschauung davon, wie schwer und kümmerlich der Mensch ursprünglich sein Leben fristen mußte. Niemand weiß, wie viele Jahrtausende es ging, bis nur das erste Stück Brod auf dem Tische lag und die große Erfindung, das Messer, den Zähnen zu Hülfe kommen konnte. Welche ungeheure, mehrtausendjährige Arbeit aber liegt erst auf dem Wege von diesen Anfängen der Kultur bis zu den großen Erfindungen unserer Tage, den Eisenbahnen, dem Telephon und vielen andern!

Auch in seinen Sitten war der Mensch früherer Jahrtausende und Jahrhunderte nicht etwa ein ideales Vorbild, sondern so ziemlich das Gegenteil davon. Er stand auf der Stufe tierischer Rohheit und Grausamkeit und es gab kein Recht als dasjenige des Stärkern. Wehe dem Schwächern! hieß es und ein Menschenleben galt so wenig, daß gar von Mitgefühl und Mitleid keine Rede sein konnte und daß man meinen könnte, es hätten die unzähligen Opfer sowohl als ihre Schlächter den Schmerz nicht so stark empfunden wie wir. Kampf und Totschlag waren an der Tagesordnung und noch die gebildeten Römer konnten Vergnügen finden an Schauspielen, da lebende Menschen von wilden Tieren gehetzt und zerrissen wurden und ließen sich mit Behagen leuchten von Fackeln, die brennende, lebendige Menschen waren. — Erst das Christentum brachte eine Idee, die so neu und großartig war, daß die Menschen sich vor Staunen und auch vor Wut fast auf den Kopf stellten und sie gar nicht begreifen konnten, die Idee nämlich, daß selbst derjenige als Mensch zu betrachten und zu behandeln sei, der nicht die stärkste Faust und nicht die schärfsten Zähne, auch nicht die größte Schlauheit besitze, kurz, daß jedes, auch das geringste Menschenleben an und für sich gleich ehrwürdig und heilig sei. Die heilige Nacht — die wir zu feiern guten Grund haben — brachte die Menschenwürde in die Welt. Und indem das Christentum die Unterschiede zwischen den Menschen beseitigte, das Verhältnis von Herr und Sklaven aufhob, alle Menschen gleichwertig und als Brüder erklärte, war es auch selbstverständlich, daß sich diese Brüder lieben

sollten. Menschenwürde und Menschenliebe waren nun die größten Gesetze. Damit begann ein neues Zeitalter. Das goldene? Noch lange nicht. Denn seither sind fast 2000 Jahre verflossen und wo stehen wir? Ist das Christentum Wahrheit geworden? Ist die Liebe in diesen zwei Jahrtausenden stark genug gewesen, um die Schwachen vor Verachtung und Verfolgung zu schützen, vor Not und Hunger zu bewahren, die Menschen zu Brüdern und glücklich zu machen? Ach, die Idee des Christentums war zu groß und schön, um nur in 2000 Jahren, geschweige von heute auf morgen in Erfüllung zu gehen. Wie jede kleinste Erfindung, die zur größern Bequemlichkeit des menschlichen Daseins beiträgt, das Ergebnis langer Arbeit nicht nur des Einzelnen, sondern ganzer Generationen ist, so bedurfte es auch nach der Geburt des Heilandes noch unablässiger Anstrengungen und Kämpfe, um seine Lehre nur zum Teile zu erfüllen. Die Veredlung der Sitten, der Fortschritt der Bildung, die Herstellung der Rechte und Freiheiten des Einzelnen wie der Völker bedurften unzähliger Opfer und blutiger Schlachten. Jeder Vorzug, dessen wir uns heute erfreuen, die Freiheit des Leibes wie der Gedanken, das Recht des Menschen und des Bürgers mußte bezahlt werden mit dem Blute unzähliger unserer Vorfahren. Jeder Schritt der Kultur ist bezeichnet durch zuckende Opfer, und die Entwicklung der Menschheit von ihrem Ursprung bis auf unsere Tage ist eine steile und unendlich lange Bahn, bedeckt mit Leichen und Strömen Blutes. Ist die Zeit so fern, da noch eines finstern Wahnes wegen Menschen, Christen, zum Scheiterhaufen geführt wurden? Ist es so lange her, daß noch sogar der Lehre Christi wegen ganze Völker sich zerfleischten? — Es gab im Altertum Völker, die ihrem ehernen Götzenbilde, dem Moloch, opferten, indem sie ihm lebende Kinder in die glühenden Arme legten. Kommt es nicht in unsern Tagen noch vor, daß einem schlimmern Moloch ganze Armeen geopfert werden? Wegen eines wertlosen Stückes sandiger Erde, ja wegen bloßer verletzter kleinlicher Eitelkeit oder Ruhmsucht müssen zehntausende von Vätern und Söhnen sich morden. Noch heute verwertet der Mensch seinen Scharfsinn zur Erfindung immer vollkommener Mordwaffen und die Völker rüsten sich fortwährend zum Kampfe auf Leben und Tod.

Das ist der Zustand heute, 1897 Jahre nach der Verkündigung der Religion der Liebe! Und doch ist seither der Mensch in seiner geistigen und sittlichen Bildung und auch der materiellen Kultur beständig fortgeschritten. Wie muß es also vor dieser Zeit mit dem Menschengeschlecht bestellt gewesen sein! So weit wird der Leser mit uns einverstanden sein, daß wir das Glück, das „goldene Zeitalter" jedenfalls nicht in der Vergangenheit zu suchen und noch weniger darum zu trauern haben. Ja,

wird man fragen, wo ist denn das Glück, wenn es in der Vergangenheit nicht vorhanden war, in der Gegenwart nicht zu finden und von der Zukunft nicht zu erwarten ist? Bleibt uns denn nicht einmal der schöne Glaube und die Hoffnung daran?

Denn die Gegenwart ist doch gewiß nicht dazu angetan, uns glücklich zu machen oder nur den Glauben an das Glück zu geben. Wie wäre es möglich? Ist nicht die Armut, das Leiden, die Ungleichheit und deshalb die Unzufriedenheit unter den Menschen zu groß? Das ist wohl wahr. Aber wird das Leiden kleiner durch die Klage, das Glück größer durch die Unzufriedenheit? Das Menschenleben ist kurz und in der Unendlichkeit nur ein Augenblick. Wie schnell sind wir am letzten Tage angelangt und können keine Sekunde des Glücks nachholen, die wir versäumt! Deshalb müssen wir uns Mühe geben, die paar Augenblicke unseres Dasein auszunützen, so viel Freude und Glück herauszuschlagen als möglich. Sollte das so schwer sein? Ist die Gegenwart wirklich so schlimm, daß sie uns weder die Freude noch Hoffnung für die Zukunft geben kann? Sehen wir zu! Gerade die Vergangenheit erweist sich hier uns als die beste Lehrmeisterin in der Kunst, das Glück zu finden! Sie zeigt uns, daß fast alle, die uns in die Unendlichkeit vorangegangen sind, viel übler dran waren, noch weniger Gelegenheit zur Freude hatten als wir. Wie groß sind schon die Unterschiede nur in der äußern Existenz! Ihre Nahrung bildeten allein die Früchte ihres Ackers, wenn sie einen hatten. Wir haben auf unserm Tisch die Früchte und Gewürze aus allen Weltteilen. Die enge und von keinen Fenstern erhellte Wohnung war am Tag finster und unfreundlich. An den kalten Winterabenden erleuchtete der rauchende Kienspan nur schwach das Gemach. In unsern geräumigen und hellen Zimmern machen die Petrollampe, die Gasflamme oder elektrisches Licht die Nacht zum Tag. Das ist gewiß: der ärmste Mann wohnt heute im allgemeinen behaglicher als in frühern Zeiten die meisten Reichen, ja, manche sogar so gut oder besser als Könige und Kaiser! Noch in manchen Beziehungen können wir uns glücklich schätzen, heute und nicht in der Vergangenheit zu leben; aber auch an eigentlichen namentlich geistigen Genüssen und Freuden war der Mensch früherer Jahrhunderte unendlich ärmer als wir. Nicht nur wegen des Mangels an Verkehrswegen- und Mitteln, sondern namentlich wegen der mit dem Reisen verbundenen Gefahren blieb der Mensch sein Leben lang an seine Scholle gebannt. Ebenso eng wie sein Gesichtskreis war deshalb sein geistiger Horizont, den keine Schulbildung erweiterte. Nicht bloß waren ihm deshalb die reinsten Genüsse, die Freude an der Natur, den Werken der Literatur und Kunst versagt, sondern sein Geist war zudem gequält von den Vorstellungen und

der Furcht eines finstern Aberglaubens. Nicht genug, daß selbst der Mann von einer Menge Gesetze wie ein Kind am Gängelbande geführt und an jeder Bewegung und Aeußerung gehindert war, sondern es kam dazu noch die beständige Angst, von einem Mächtigen unversehens vergewaltigt zu werden oder unschuldig den furchtbaren Gesetzen der grausamen, vom finstern Wahn beherrschten Zeit zu verfallen. Wie anders heute! Jeder kann sich ohne Furcht frei bewegen, reden und denken was er will. War früher ein Buch ein Schatz, der nur wenigen, nur den Reichsten zugänglich war, so steht heute der Weg zur Bildung und Wissenschaft fast allen offen und damit die Möglichkeit, sich glücklich zu machen, wie es wahre Bildung tut, oder sich zu einer höhern Lebensstellung emporzuarbeiten. War es früher jedem Menschen schon vor der Geburt bestimmt, was er werden, wie er reden und handeln dürfe, so kann heute jeder frei über sich verfügen und seine Kräfte nach seinem Gutdünken verwenden. Diese Freiheit ist nichts geringes, wie auch das Recht der freien politischen und religiösen Ueberzeugung. Denn gibt es etwas demütigenderes für den Mann, als seine Ueberzeugung nicht aussprechen, seinem Gewissen nicht folgen zu dürfen? — Man würde nicht fertig, wollte man alle Unterschiede zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart aufzählen. Die wenigen Andeutungen reichen gewiß hin, daß uns die Sehnsucht nach der Vergangenheit vergeht und wir die Gegenwart etwas besser schätzen. Damit soll keineswegs das Lob dieser Gegenwart gesungen oder die Meinung ausgedrückt sein, daß heute alles in Ordnung und herrlich und vollkommen sei, nein: so lange nur noch ein Mensch auf der Erde ist, der darbt und hungert, oder ungerecht leidet, so lange dürfen wir über die Unvollkommenheit der Welt klagen. Und wie viel Not und Elend, Schmerz und Jammer sind noch auf der Erde, die zum großen Teil gelindert werden könnten, wenn die Religion Christi nicht auf der Zunge, sondern lebendige Tat wäre. Auch heute sind wir noch weit entfernt vom goldenen Zeitalter. Aber dürfen wir so viel verlangen? Müssen wir nicht schon zufrieden sein, wenn es etwas besser geworden ist und sollen wir nicht darnach trachten, in dem Leben und den Verhältnissen auszukommen, darin so glücklich als möglich zu werden, in die wir nun einmal gesetzt sind. Allerdings sollen wir nicht auf die Hoffnung verzichten und nicht zu arbeiten aufhören, daß es besser werde in der Zukunft. Die Vergangenheit lehrt uns, daß im ganzen immer ein Fortschritt stattgefunden hat.

Gibt uns auch die Gegenwart diesen Trost? drängt sich uns die Frage auf. Niemand wird glauben, daß nun die Entwicklung stille stehen, der Menschengeist aufhören werde zu denken und zu arbeiten, die Natur sich immer dienstbarer zu machen und das Leben immer reicher und schöner

zu gestalten. Und ebensowenig wird die geistige Kultur auf dem gleichen Punkte bleiben. Dafür bürgen demjenigen, der die Vergangenheit kennt, und die Augen der Wahrheit nicht absichtlich schließt, selbst in der verschrieenen Gegenwart genug Erscheinungen. Die Welt ist unbestreitbar reicher an Liebe geworden. Die Menschen stehen sich nicht mehr nur als Gegner gegenüber, auch stehen sie nicht mehr gleichgültig nebeneinander, sondern die Erkenntnis bricht sich immer mehr Bahn bei ihnen, daß sie alle von einander abhängig sind und deshalb zusammengehören. Und zwar nicht nur die Angehörigen einer Gemeinde oder eines Landes bekommen immer mehr das Gefühl, daß sie eine Familie seien, sondern die Völker des ganzen Erdteils, ja der ganzen Kulturwelt. Und aus diesem Bewußtsein, daß Einer ohne den Andern nichts wäre, daß es jedem Einzelnen gut gehen müsse, wenn das Ganze gedeihen soll, stammt nicht nur ein größeres Mitgefühl für den Nächsten, sondern auch die Ueberzeugung, daß es für jeden eine Pflicht sei, zum Wohle der Andern beizutragen. An schönen Werken der Wohltätigkeit ist insbesondere in unserm Schweizerlande kein Mangel und diejenigen, die sie ausüben, stellen sich damit selbst ein schönes Zeugnis aus. Aber ein schöneres und höheres Ziel ist, das Almosen unnötig zu machen dadurch, daß Jedem Gelegenheit geschaffen wird, durch ehrliche Arbeit sich ein menschenwürdiges Dasein zu erringen. Und wer möchte bestreiten, daß auch darin eine Besserung und schönere Aussicht sich zeigt? Noch zu keiner Zeit, seit die Welt besteht, haben so viele Menschen wie heute sich eine heilige Pflicht daraus gemacht, nachzusinnen und zu arbeiten, daß die Zustände und Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft verbessert, das Los der Armen und Enterbten gemildert, das Leben Aller glücklich werde. Auch die meisten Reichen sehen es ein und gestehen es zu, daß Vieles besser werden müsse und könne und Viele unter ihnen haben auch den guten Willen, dazu beizutragen. Das läßt uns hoffen, daß den vereinten Anstrengungen schließlich der Erfolg nich fehlen werde. Umsomehr dürfen wir von der Zukunft eine Besserung erwarten, als es auch heute der Menschheit nicht an Führern fehlt, die ihr ganzes Leben im Dienste werktätiger Liebe verbringen und sich sogar opfern für eine große Idee. Das Ende unseres Jahrhunderts verzeichnet viele große Werke schöner Menschlichkeit. Eins der größten ist die Gründung des roten Kreuzes, wovon wir später erzählen werden. Da der Krieg selbst, dieser Hohn auf die Idee des Christentums, noch nicht abgeschafft werden konnte, sucht man wenigstens die Qualen seiner armen Opfer zu lindern. Ja, groß ist sogar die Zahl der edlen Schwärmer, die mit allen Kräften kämpfen für die Abschaffung der Kriege, für die Verwirklichung des schönen Traumes vom ewigen Frieden! Gelangt dieser schöne Glaube

zur Erfüllung, dann wäre der Anfang gemacht zur Herbeiführung einer Art goldenen Zeitalters.

Also in der Zukunft müssen wir es suchen, nicht in der Vergangenheit! Das vollkommene Glück, das eigentliche goldene Zeitalter, wenn es uns Menschen auch nie beschieden sein wird, soll doch stets unser Ideal bleiben. Arbeiten wir Alle daran, daß wir ihm wenigstens näher kommen!

Ist also das goldene Zeitalter nichts weiter als ein schöner Traum, der weder in der Vergangenheit Wirklichkeit war, noch in der Zukunft es werden kann? — Nein, einmal wenigstens ist es Wirklichkeit und Gegenwart! Wenn die goldenen Lichter des Weihnachtsbaumes zurückstrahlen von glänzenden Augen glückseliger Kinder und helle Kinderstimmen den Lobgesang anstimmen auf den Verkündiger des Evangeliums der Liebe und diese Liebe selbst die herrlichsten und heiligsten Augenblicke feiert in den Herzen glücklicher Eltern, dann ist goldene Zeit auf Erden. Die Jugendzeit ist das goldene Zeitalter jedes Menschen, sei er reich oder arm, vornehm oder gering, im Palast oder in der Hütte geboren. Denn die Jugend bedarf solcher Dinge nicht, um glücklich zu sein, sie ist selbst das Glück. Mag dann später das Leben noch so grausam die reichsten Hoffnungen zerstören, die schönsten Glücksträume unerfüllt lassen, ganz unglücklich kann nicht werden, wer eine glückliche Kindheit gehabt und noch der Greis zehrt von dem Schatze seiner Jugenderinnerungen. Bereiten wir unsern Kindern eine glückliche Kindheit, dann leben sie im goldenen Zeitalter! —

Neujahrsnacht.

Nachdruck verboten.

Von Clara Forrer.

Durch die Nacht der Jahreswende
Blitzt der Lichterkranz der Stadt,
Der sich um des Sees Gelände
Sternenhell gestachten hat.
Feierlich wie Geisterworte
Schwingt sich auf der Glocken Spiel,
Das an eines Jahres Pforte
Noch das Alte segnen will.